

Martin Kohlstedt

Für unseren Autor Kai Luehrs-Kaiser öffnen die Klassikstars ihren Plattenschrank. Diesen Monat präsentiert der Komponist Martin Kohlstedt drei Lieblingsaufnahmen.

Martin Kohlstedt wandelt als Pianist und Komponist zwischen Klassik und Pop – und das so erfolgreich, dass er locker die Elbphilharmonie ausverkauft. Seine Soloalben und „modularen Kompositionen“ hat der 31-jährige Thüringer, der in Weimar wohnt, auf seinem Label „Edition Kohlstedt“ veröffentlicht. Sein neues Album „Ströme“, aufgenommen mit dem Gewandhauschor Leipzig, ist gerade bei Warner Classics erschienen. Ein leicht esoterischer New Age-Touch, der sich beim Hören einstellen könnte, mag täuschen. Aus seinen Vorschlägen für den Plattenolymp zeigt sich, woher der ästhetische Wind hier weht.

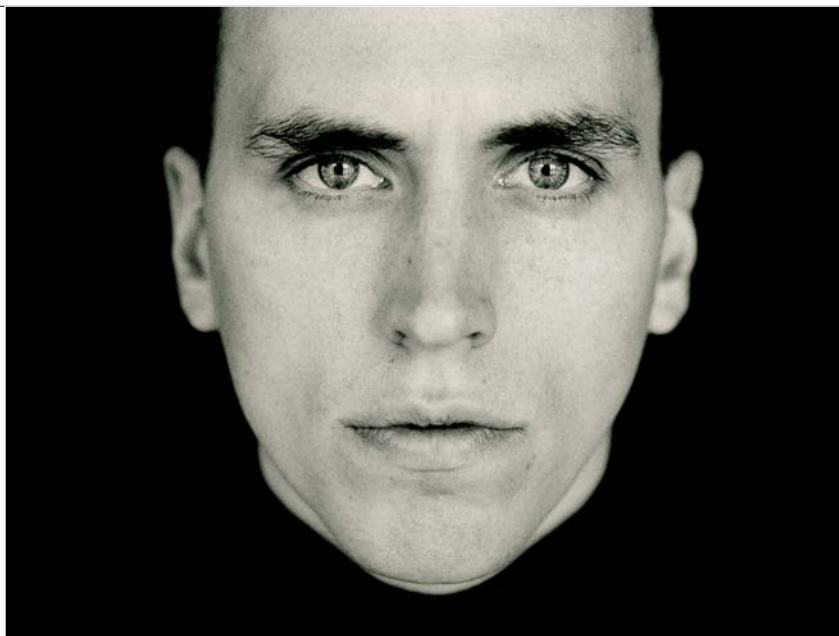


Foto: J. Konrad Schmidt



Für mich ist Arvo Pärt ein wichtiger Bezugspunkt – und ein wichtiger Komponist. Weniger wegen seiner spirituellen Aus-

richtung, mit der ich persönlich nicht so viel anfangen kann. Ich bin kein religiöser Mensch. Sondern wegen der Fluss-Bewegungen seiner Musik: dem Schein des schönen Laufenlassens! Hart am Unterbewusstsein vorbei, landet diese Musik im Zeitlosen – anstatt sich im bewussten Hören zu erschöpfen. Gerade in seinen Chorstücken bewundere ich die Wiederholungsformeln, die große Suggestivkraft haben. Zeigt sich daran doch mein Zug ins Metaphysische? Ich bin im erzkatholischen Eichsfeld aufgewachsen, einer letzten Enklave der Papsttreue. Ich dachte, ich hätte mich davon befreit. Ozean und Wald sind für mich wichtigere Hörbezüge. Mein Lieblingswerk von Pärt: „Da pacem Domine“. Eine sehr gute Aufnahme ist die mit dem Lettischen Rundfunkchor.



Ein anderer wichtiger Zeitgenosse (oder doch beinahe) ist der britische Komponist John Tavener. Mit „Funeral Can-

ticle“ schuf er ein kürzeres Werk für gemischten Chor und einen Vokalsolisten. Ein mantrahaftes Stück, das auf surreale Weise auf der Stelle zu treten scheint, um sich nach innen zu wenden. Es mag in Noten aufgeschrieben sein, steht aber allem Festgeschriebenen entgegen. Das Werk liegt sozusagen flach da, ohne Gefälligkeit und ohne Virtuosität. Es scheint dem Liegen geradezu gewidmet. Da steht mir der Mund offen, in mir kommt etwas in Gang. Ich selber möchte zwar gerne nüchtern bleiben. Absorbieren lassen von der Musik möchte ich mich aber doch. Fast wie bei einer Droge. „Funeral Canticle“ gibt es auf einer CD mit Paul Goodwin und der Academy of Ancient Music. Ich komme auf schönste Weise „runter“, wenn ich das hören kann.



Und schließlich: Cliff Martinez ist der Filmkomponist einer Verfilmung von Stanislaw Lems „Solaris“. Leider der neueren

Version (mit George Clooney). Auch in dieser Musik stehen Science und Fiction, das Erdachte und das Belegbare, einander gegenüber wie zwei Gehirnhälften. Jedenfalls kommt es mir so vor. Auch beim Musikmachen fängt man ja mit dem Sicherem an, um ins Ungewisse zu driften. Um „herauszugeraten“. Die Aussagen werden bei Martinez gestreckt auf acht bis zehn Minuten. Er hat eine besondere Glasorgel eingesetzt, deren warmer Klang psychedelisch wirkt. In der Musik geht es für mich immer darum, Zeitlosigkeit zu erzielen. Das schafft diese Filmmusik ausgezeichnet: Man soll die Zeit vergessen, und man kann sie vergessen. Der Film ist übrigens nicht schlecht; der Roman von Lem ist aber besser.